

WIEN, im November toisch steht der Flötist im eiskalten Wasser. Aber er spielt nicht, sondern hält sein Instrument wie eine Angelrute. Nahe dem gegenüberliegenden Ufer des Teichs ragt ein einsames Notenpult aus dem Wasser. Dort wird der Musiker später auch Töne von sich geben. Derweil folgt das Publikum trotz des Nieselregens den von Carola Bauchholt geführten „Wasserwegen“ durch die Auen des Wiener Praters. Vorbei an merkwürdigen Grunzgeräuschen aus dem nassen Laub oder an Hörstationen, wo die Musiker des Basler Ensemble Phoenix Stücke von Schülern der Linzer Kompositionsklasse Bauchholts spielen, die auch selbst mit dem Perkussionsstück „Der aufgefaltete Raum“ präsent ist. Besonders einprägsam gelingen jene Kompositionen, die durch Aufteilung der Musiker mit Nähe und Ferne spielen, wie Jorge Gómez' passendes „Tröpfeln“ für Posaune und vier Schlagzeuger, oder sogar Naturgeräusche bewusst integrieren, wie Elena Tarabanova in „Boundless“ für Flöte und zwei Schlagzeuger.

Ein Naturereignis gewissermaßen, und als solches brach auch „Wien Modern“ vor dreißig Jahren über die damals noch ziemlich verkrustete wirkende österreichische Hauptstadt herein. Claudio Abbado hatte das alljährlich im November stattfindende vierwöchige Festival 1988 gegen etliche Widerstände ins Leben gerufen, zunächst als Retrospektive der experimentellen Nachkriegsgeneration mit damals bereits arrivierten Komponisten wie Pierre Boulez, Friedrich Cerha, György Ligeti, Luigi Nono oder Karlheinz Stockhausen. Seither wandelte sich das Festival gehörig. Anstelle der ursprünglichen Komponistenporträts stehen heute thematische Mottos; Uraufführungen – dreiundvierzig allein in diesem Jahr – sind wie selbstverständlich integriert. „Bilder im Kopf“ lautet das weitgreifende Leitmotiv in diesem Jahr, und damit sind jene Imaginationen gemeint, die Musik in den Köpfen der Rezipienten erzeugen, ohne sich deshalb notwendig auf szenische Komponenten stützen zu müssen.

Entsprechend vielfältig ist auch das diesjährige Programm. Der Bogen spannt sich von rein instrumentalem Theater wie Péter Eötvös' „Chinese Opera“, die das Klangforum Wien unter der Leitung des ungarischen Komponisten spielte, über performative Acts wie das von Helga Utz konzipierte melodramatische Projekt „Die Reise“ auf spannungsgeladene Musikfragmente von Jean Barraqué, bis hin zu Experimenten, bei denen ein Ineinander von elektronisch erzeugten Klängen und Alltagsgeräuschen tatsächlich so etwas wie Kino im Kopf entstehen lässt.

Herkömmliches Musiktheater wie Johannes Maria Stauds „Die Antilope“ bildete in diesem Kontext eher die Ausnahme. Zum Glück, denn die theatralische Einfallsllosigkeit der Luzerner Produktion von 2014, die von der koproduzierenden Neuen Oper Wien mit anderer Besetzung und eigenem Instrumentalensemble übernommen wurde, hat auf einem Festival wie „Wien Modern“ eigentlich nichts zu suchen. Anstatt Bilder über die Herrschaftsverhältnisse in der Chefetage einer gro-



In den Auen des Wiener Praters: Musiker des Ensemble Phoenix aus Basel begeben sich auf „Wasserwege“. Foto Markus Seppner

Wo Musik die Augen öffnet

Lärmende Antilope zwischen tanzendem Packeis: Das Festival „Wien Modern“ feiert sein dreißigjähriges Bestehen mit „Bildern im Kopf“

ßen Firma assoziativ im Kopf entstehen zu lassen, verlegen der Regisseur Dominico Mentha und der Bühnenbildner Werner Hutterli den einsamen Kampf des Angestellten Victor (der Bariton Wolfgang Resch) gegen unmenschliche Verhältnisse in ein surreales Ambiente mit monströser Tierköpfigen Vorgesetzten. Diese allzu wörtlich genommene Deutung von Durs Grünbeins Libretto nicht genug, exekutiert Walter Kobéra am Pult des „amadeus ensemble-wien“ die polystilistische Musik von Staud auch noch mit brachialer Lautstärke, so dass musikalische Feinheiten gänzlich auf der Strecke bleiben.

Wenig Glück hatte „Wien Modern“ auch bei einigen semi-theatralischen Projekten abseits der traditionellen Bühne. Nicht mehr als arrangierte Turnübungen präsentierte die Gruppe „netzzeit“ bei ihrem Stationentheater „An die Grenze“, das in einer Biertischszene im Schutzhaus auf der Schmelz kulminierte. Einige Schlüsselworte aus dem Geschwätz von Rechtspopulisten wegzulassen, um die Tiraden zu verfremden, reicht für eine zündende Kabarettzene noch nicht aus, zumal die Texte auch noch verlesen wurden. Auch die Kritik am Krieg, die der Filmemacher Abel Gance bereits 1919 in seinem wunderbar rekonstruierten Film „J'accuse“ formulierte, verpufft angesichts der einfallslös-kitschigen Musik, die

der französische Komponist Philippe Schoeller zu der fast dreistündigen Vorführung komponierte. Immerhin überzeugte Hans Werner Henzes selten gespieltes Oratorium „Das Floß der Medusa“ mit dem RSO Wien unter Cornelius Meister, bei dem Dietrich Henschel kurzfristig für Matthias Goerne eingesprungen war.

Hatte „Wien Modern“ in den Anfängen dank der Koproduktionsbereitschaft der Wiener Staatsoper in der Ära von Claus Helmut Drese noch mit professionell realisierten Musiktheatern wie Wolfgang Rihms „Jakob Lenz“ oder Beat Furrers „Die Blinden“ punkten können, so überzeugten die zahlreichen Koproduktionen mit kleinen, freien Wiener Gruppen wenig. Anstatt das Publikum mit einem unübersichtlichen Programmheft auf eine Art Schnitzeljagd quer durch die Stadt zu jagen, wäre „Wien Modern“-Kurator Bernhard Günther gut beraten, wieder ein Festivalzentrum zu schaffen, wie es einst das Wiener Konzerthaus dargestellt hatte. Um sich dort auf das zu konzentrieren, was das Herz des Festivals ausmachen sollte: zeitgenössische Musik in hochwertigen Interpretationen.

So überzeugten bis zur Halbzeit von „Wien Modern“ auch vorwiegend die Konzertprogramme. Tristan Murail ließ den Berio-Saal des Konzerthauses mit grollendem Donnern erschüttern, um in seinem

„Liber fulgurialis“ aus den Klangspektren dieses Naturereignisses eine faszinierend bildreiche Musik zu schaffen. Im selben Konzert des Ensembles „Phace“ überraschte der Salzburger Gerhard E. Winkler mit Middle-Age-Trash: Fragmente mittelalterlicher Instrumentalmusik und popmusikalische Elemente verschmelzen in seinen „Packeis-Istanpittas“ erst auf tänzerische Weise, um dann gleichsam zum Standbild zu gefrieren. Das Arditti Quartet erinnerte mit „Sieben Stücke für Streichquartett“ daran, dass Österreich in Gösta Neuwirth neben Friedrich Cerha noch einen zweiten herausragenden Komponisten der älteren Generation besitzt. Hugues Dufourt, der auch mit seinem imposanten Zyklus „Apollon et les continents, d'après Tiepolo“ präsent ist, demonstriert wiederum in seinem von einem Gemälde Stanley William Hayters inspirierten Streichquartett „Dawn Flight“, dass Bilder musikalisch farbenreich nachempfunden werden können.

Zudem wird Hannes Kerschbaumer mit dem Erste-Bank-Kompositionspreis ausgezeichnet, ein junger Komponist, der eine nicht minder eigenständige, gleichsam skulptural gedachte Kompositionsweise entwickelt hat. Jenseits von fragwürdigen Musiktheaterprojekten lohnt sich also „Wien Modern“ noch nach dreißig Jahren. REINHARD KAGER

Ungezwungen begehen

Präsident Macron ruft das Clemenceau-Jahr aus

Emmanuel Macron hat den 11. November, den Tag des Waffenstillstands von 1918, der in Frankreich Feiertag ist, für eine Bekanntmachung genutzt: Das kommende Jahr 2018 soll als „Année Clemenceau“ begangen werden. Nun ist Georges Clemenceau sicherlich eine der bekanntesten und geachtetsten Persönlichkeiten der französischen Geschichte. Es dürfte keine französische Stadt geben, die nicht über eine Rue oder Place Clemenceau verfügt.

Clemenceau ist in Frankreich nach wie vor die wichtigste Gestalt der „Grande Guerre“, wie der Erste Weltkrieg genannt wird. Er war von November 1917 an Ministerpräsident und hat die Nation in eine neue große Anstrengung mitgerissen, den vertrackten Krieg doch noch zu gewinnen. Befragt nach seinem Regierungsprogramm, rief er aus: Krieg, nichts als Krieg. Beliebt war er auch bei den Soldaten, denn der Sechundsiebzigjährige scheute sich nicht, in den vordersten Schützengräben aufzutreten und den Deutschen mit erhobener Faust zu drohen.

Keine Frage also, dass für die Franzosen ein Clemenceau-Jahr als Abschluss des Gedenkmarschs seit 2014 große Evidenz und Attraktivität hat. Aber bei den Feierlichkeiten zur Eröffnung des deutsch-französischen „Historial“ am Hartmannswillerkopf wurde ich gefragt, wie man ein deutsch-französisches Gedenken des Weltkriegs organisieren wolle, wenn die Franzosen den großen Deutschenhasser Clemenceau auf den Schild hoben. Eine ernste Frage, denn in Deutschland ist sein Name in der Tat als der eines unerbittlichen Feindes Deutschlands überliefert.

Ein Politiker, der den Deutschen die Bedingungen des Versailler Vertrags mit den Worten überreichte, dass „die Stunde der Abrechnung“ nun gekommen sei. Deutschland, so Clemenceau am 7. Mai 1919 weiter, habe den Frieden zu unterzeichnen nach einem Krieg, der wegen deutscher Weltherrschaftsambitionen und Grausamkeiten mindestens sieben Millionen Tote gekostet habe, deren Blut den Boden Europas durchtränke. Das waren die Worte, welche die Deutschen Clemenceau nie verziehen haben – sofern sie ihn nicht vergaßen, was heute wohl weithin der Fall ist.

Aber war Clemenceau wirklich ein Deutschenhasser? Zunächst: Er war eine sehr vielschichtige Persönlichkeit. Ein in der Wolle gewaschener linker Republikaner,

von Beruf zunächst Arzt, dann jahrzehntelanger Bürgermeister des Arbeitervororts Montmartre, stets direkt wiedergewählt. Er war aktiv in der Pariser Kommune, später dann einer der wichtigsten Verteidiger des der Spionage für Deutschland angeklagten Offiziers Alfred Dreyfus, von 1906 bis 1909 Ministerpräsident eines „linken“ Kabinetts, berüchtigt, weil er auf streikende Arbeiter schießen ließ. Er hatte viele Facetten, aber er war kein Nationalist im üblichen Sinne.

Und, was kaum jemand weiß: Obwohl er den preußisch-deutschen Militarismus und das imperiale Gehabe Wilhelms II. verachtete, war er auch, in der Tradition der Madame de Staël, ein Bewunderer der „alten“ deutschen Kultur. Er sprach zwar kaum Deutsch, aber was es an französischen Übersetzungen gab, findet man heute noch in seiner Bibliothek: darunter sechs verschiedene Goethe-Ausgaben, Mommsens „Römische Geschichte“, Droysens „Geschichte des Hellenismus“, Kant und Fichte, Nietzsche und Schopenhauer, aber auch Heinrich Heine.

Wie sehr Clemenceau die deutsche Kultur geschätzt hat, kommt indirekt zum Ausdruck in einer Szene, die er kurz nach dem Waffenstillstand im Dezember 1918 im französischen Senat veranstaltete. Der Ministerpräsident trat dort auf, ein dünnes Dossier in der Hand, und erklärte, darin befänden sich die Unterlagen für das schlimmste deutsche Kriegsverbrechen, schlimmer als die Verwüstungen Frankreichs und die Verschleppung von Zivilisten. In dem Dossier war der Text des „Aufrufs der 93“, also des im Oktober 1914 veröffentlichten Pamphlets von 93 deutschen Universitätsprofessoren, die mit einem wiederholten „Es ist nicht wahr“ bestritten, dass Deutschland den Krieg entfesselt habe, dass es Belgiens Neutralität geschändet habe, dass es die Kathedrale von Reims in Brand gesetzt habe und so weiter.

So sehr hing Georges Clemenceau an der deutschen Kultur, dass ihm dieser Verrat der deutschen Kulturträger an der Wahrheit als das schlimmste Kriegsverbrechen galt. Können wir also nicht doch versuchen, auch die Année Georges Clemenceau ganz ungezwungen gemeinsam zu begehen, Franzosen und Deutsche, Hand in Hand? GERD KRUMEICH

Der Autor ist emeritierter Professor für Neuere Geschichte der Universität Düsseldorf.

Grenzgängerin

Kunstpreis für Martha Jungwirth

Die 77 Jahre alte österreichische Malerin Martha Jungwirth erhält den Oskar-Kokoschka-Preis 2018. Die mit 20 000 Euro dotierte Auszeichnung würdige „ihre virtuos, kraftvollen und doch sensiblen Arbeiten“, teilte die Jury der Universität für angewandte Kunst in Wien mit. Jungwirth bewegt sich mit ihren Arbeiten, vor

allem Aquarellen und Ölbildern, entlang der Grenze zwischen abstrakter und gegenständlicher Malerei. Im Jahr 1977 wurde die in Wien geborene Künstlerin zur Documenta nach Kassel eingeladen. Eine große Retrospektive ihres Werk war 2014 in der Kunsthalle Krems zu sehen. Die seit 1980 alle zwei Jahre vergebene Auszeichnung wird am 1. März, Kokoschkas Geburtstag, verliehen. Zu den bisherigen Preisträgern zählen Gerhard Richter, Maria Lassnig und Yoko Ono. F.A.Z.

Wir gratulieren den stolzen Eltern Sibel und Philipp zur Geburt ihrer wunderschönen Tochter

Toni Jill

Sie bereichert seit dem 12. November 2017 unsere Familie.

Celia & Joe, Heidi & Adolf

Familienanzeigen

Hochzeiten und Geburten

Auskünfte und Beratung unter:
Telefon (069) 75 91-22 79

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

„He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.“
Hamlet

Hans-Hubertus Klagges

* 22. 3. 1937 † 14. 11. 2017
in Stettin/Pommern in München

Lenke Klagges, geb. Butenschön
Stefanie Klagges und Edgar Klagges
Henrik und Anke Klagges geb. Diehm
mit Julius, Klara, Magnus und Viktor Klagges

Elpertinger Straße 4a, 83209 Prien am Chiemsee

Mit traurigem Herzen – jedoch dankbar für all das Gute, das Du für uns getan hast – nehmen wir Abschied von unserem lieben Vater, Schwiegervater, Opa und Urgroßvater

Bankdirektor a.D.
Horst Brocker
* 6.8.1928 † 15.11.2017

Stadtbergen, den 16. November 2017

In Liebe und Dankbarkeit:
Ruth und Wolfgang Schelzig
Hildegard und Engelbert Rauch
Ursula und Frank Gebhardt
Clemens Brocker und Tina Schüssler
Eva-Maria und Edelbert Greiner
Felix Brocker und Helga Brinkmann-Brocker
und im Namen aller Angehörigen

Die Trauerfeier mit anschließender Beerdigung findet am Montag, den 20. November, um 11.30 Uhr im Augsburgener Westfriedhof statt

Gott in deine milden Hände
Legt der Mensch das dunkle Ende,
(Georg Trakl)

Dr. Karl-Heinrich Oldendorf

* 16. März 1929 † 16. November 2017

Uta
Rainer und Corinne mit Iris und Adrienne
Maria und Markus mit Johannes

Tumringer Straße 244, 79539 Lörrach

Die Trauerfeier findet am Freitag, den 24. November 2017 um 10.30 Uhr auf dem Hauptfriedhof in Lörrach statt. Die Urne wird zu einem späteren Zeitpunkt im Familienkreis beigesetzt.
Anstelle von Blumen bedenke man: Ärzte ohne Grenzen.

Nachruf

Am 3. November 2017 verstarb unser ehemaliger Geschäftsführer

Professor Dr. Karl-Heinz Sohn

im Alter von 89 Jahren.

Von 1974 bis zu seinem Ausscheiden im Jahr 1983 war Herr Professor Sohn ein hoch geschätztes Mitglied der DEG-Geschäftsführung. Er stellte sein Können und Wissen in den Dienst des Unternehmens und hatte großen Anteil am Erfolg unseres Hauses.

Wir trauern um eine Persönlichkeit, der wir in Hochachtung verbunden bleiben.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Familie.

Aufsichtsrat, Geschäftsführung, Betriebsrat und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DEG – Deutsche Investitions- und Entwicklungsgesellschaft mbH

Die Sache, die die unsere ist
Dr. Carl Ernst Knauber

Michael Niemeyer

Rechtsanwalt, Geschäftsführer
* 10. Juni 1952 † 12. November 2017

In großer Betroffenheit nehmen wir Abschied von Herrn Michael Niemeyer, der über 34 Jahre in unserem Unternehmen tätig und von 2005 an Geschäftsführer der Carl Knauber Holding GmbH & Co. KG war.

Bis zum Schluss für die Belange des Hauses Knauber da zu sein, also „die Sache, die die unsere ist“ mit Leib und Seele zu seinem Anliegen zu machen, das war sein ganzes Bestreben.

Mit klugem, analytischem Verstand, mit Besonnenheit und Menschlichkeit hat er uns begleitet. Unsere Familie und die Unternehmensgruppe verlieren einen ganz besonderen Menschen.

Wir sind ihm zu tiefem Dank verpflichtet und denken in enger Verbundenheit an seine Familie.

Dr. Ines Knauber-Daubenbüchel
Carol Knauber
Magnus Knauber
Beirat, Geschäftsführung und Belegschaft
der Unternehmensgruppe Knauber